

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 34. Bromberg, den 15. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von **Ottwell Binns.**

(10. Fortsetzung.

„Wie lange ist es her, seit du die Geschichte hörtest, Nima-Taschi?"

„Es war in dem Jahr, ehe ich mit dem Offizier auf die Jagd in Gyangtse ging. Ich war mit einer Karawane in Lhassa gewesen und begegnete dem Lama, den ich schon kannte, in einem Schneesturm, und wir teilten ein Zelt."

„Und wie lange ist es, seitdem du mit dem Offizier in Gyangtse zusammen warst, Nima-Taschi?"

„Zwei Jahre, mein Freund."

„Das heißt also, es sind drei Jahre her, seitdem man etwas von dem weißen Lama und seinem Kind gehört hat?"

„Das stimmt", meinte der Tibetaner lachend „aber was sind drei Jahre denen, die den „wahren Weg" suchen? Für sie ist die Welt zeitlos. Ich hatte sieben Jahre dort verbracht, als ich fortging. Daher weiß ich es. Tag und Nacht sind da gleich. Ob es schneit oder regnet, ist einerlei. Man ißt „Tsamba" und hütet die Yaks oder die Schafe und dreht die Gebetmühle und weiß nichts von dem Lauf der Zeit — die Festtage ausgenommen. Drei Jahre! Sie sind wie der Flug eines Adlers über den Bergen."

Shervington nickte, dann fragte er:

„Und weißt du genau, wo die Lamaserie liegt, Nima-Taschi?"

„Ich weiß, wie sie heißt, aber gesehen habe ich sie nie. Sie liegt auf einem hohen Felsen in den Bergen an den Ufern des Dze-chu-Flusses."

Wieder überlegte Nick, dann fragte er kurz:

„Und könntest du den Weg dorthin finden, Nima?"

Die Augen des Tibetaners blitzten, als er rasch antwortete:

„Gewiß, aber die Reise ist eine beschwerliche und gefahrvolle; denn die Lamas der Dze-chu sind oft wilde Männer, die sich eifersüchtig gegen Störer ihrer Einsamkeit wehren."

„Und würdest du mich dorthin begleiten? Du würdest gut bezahlt werden. Dreimal so viel als deine Karawane bei einer Reise nach Lhassa verdienen könnte."

Nima-Taschi überlegte einen Augenblick, dann lachte er.

„Mit dir würde ich schon die Reise machen! Aber weshalb eigentlich? Um einen weißen Lama von seinen Gebeten fortzuschleifen? Die Brüder der Dze-chu-Lamaserie würden uns umbringen, wenn sie von unserem Vorhaben erführen, denn dieser weiße Mann, dieser Heilige, ist ihr ganzer Stolz. Verstehst du?"

Shervington nickte. „Davon werden wir noch sprechen, Nima. Jetzt muß ich dem jungen Mädchen deine Worte verdolmetschen."

Er wandte sich Janet Craydon zu, die ihn mit besorgten Blicken beobachtet hatte, weil sie kein Wort Tibetanisch verstand. Er erzählte ihr alles, was Nima gesagt hatte. Einmal unterbrach sie ihn:

„Er ist es! Mein Vater!"

„Daran ist wohl nicht zu zweifeln, glaube ich", antwortete Shervington und berichtete weiter. Als er fertig war, rief das junge Mädchen impulsiv aus: „Wird er mitgehen? Fragen Sie ihn schnell!"

„Das habe ich bereits getan. Er will mit mir gehen. Aber Sie werden begreifen, daß er dreimal so viel dafür bekommen muß als eine Reise nach Lhassa ihm einbringen würde. Der Weg ist zwar nicht viel länger, aber er führt abseits von der Karawanenstraße und ist weit beschwerlicher und gefahrvoller."

„Geld! Was spielt Geld für eine Rolle! Ich habe viel zu viel davon. Wenn er mir seine Rechnung vorlegt, werde ich die Summe verdoppeln."

„Sei nicht so leichtsinnig, Janet!" warnte sie ihr Vetter. „Wer weiß, was für ein Schurke dieser Mann ist — —"

„Ich kenne einen Mann, wenn ich ihn sehe!" unterbrach ihn das junge Mädchen ärgerlich. „Und wenn Nima-Taschi kein ganzer Mann ist, dann gibt es in ganz Asien keinen."

Craydon sagte nichts mehr, sondern saß ganz still auf seinem Hocker, einen finsteren Ausdruck auf dem Gesicht, während seine Kusine fortfuhr:

„Sie besprechen dann alles für die Reise mit Nima-Taschi, nicht wahr, Herr Shervington? Je früher wir aufbrechen, desto besser ist es."

„Wir!" rief Shervington und sah sie starr an. „Sie wollen doch nicht sagen, daß Sie — daß Sie — —"

„Ja, natürlich will ich mitkommen. Ich will meinen Vater sehen und von ihm selbst erfahren, warum er die Flucht ergriff, und dann will ich die kleine Natalie aus dem Nonnenkloster, in das er sie brachte, herausholen."

„Aber," begann Shervington, obwohl er von vornherein wußte, daß alle seine Einwände vergeblich sein würden, „Sie wissen nicht, welche Mühseligkeiten, Entbehrungen und Gefahren eine solche Reise mit sich bringt. Sie können sich keinen Begriff davon machen. In vier Wochen wird es schneien. Was Sie vorschlagen, ist ganz unmöglich."

„Keineswegs!" sagte das junge Mädchen eigensinnig. „Ich habe das Buch meines Vaters gelesen. Und als ich noch ein Kind war, hörte ich ihn oft darüber sprechen. Einer der Forscher — Rockhill war es, glaube ich — nahm seine Frau mit, und sie war sehr zart, während ich kräftig bin. Ich gehe mit. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Sie mich brauchen werden, um meine Schwester und möglicherweise auch meinen Vater zu überreden, mit uns zurückzukommen."

Das junge Mädchen sprach mit einer Entschiedenheit, welche bewies, daß sie nicht von ihrem Entschluß abzubringen war. Shervington fühlte, daß alle Argumente nutzlos sein würden, und während er überlegte, was zu tun sei, und Nima-Taschi mit fragenden Blicken von einem zum anderen sah, brach Husky Craydon das Schweigen.

„Ich meine, Janet hat recht. Sie müßte mitgehen. Ich gehe auch mit!"

Shervington sah nicht gerade sehr erfreut aus über diese letzte Mitteilung. Er stellte sich diesen Schwächling in den beschwerlichen Bergpässen und den von eisigen Winden gefegten Ebenen vor und wußte, daß er ihnen nur ein Hindernis sein würde. Darum sagte er kurz:

„Ich weiß aber nicht, ob Nima-Taschi Sie mitnehmen wird."

„Mich nicht mitnehmen — —" begann Craydon wütend, aber seine Kusine unterbrach ihn: „Fragen Sie ihn bitte, Herr Shervington."

Shervington sprach mit Nima-Taschi, der aufmerksam zuhörte und dann fragte:

„Das Weib — ist sie deins?"

Shervington erklärte ihm rasch die Situation, aber ehe Nima-Taschi antworten konnte, unterbrach ihn das junge Mädchen ungeduldig: „Was sagt er, Herr Shervington?"

„Nichts von Belang," antwortete Shervington verlegen.

„Aber warum sagen Sie es uns denn nicht?" fragte Craydon mißtrauisch.

„Ach", entgegnete Shervington gereizt: „Wenn Sie es durchaus wissen wollen, er hat gefragt, ob Fräulein Craydon mein Weib ist!"

Als er sah, wie das Blut in die Wangen des jungen Mädchens stieg, bereute er um ihretwillen seine Worte, aber es freute ihn, daß sie Craydon wie ein Peitschenhieb getroffen hatten, denn er sprang auf und rief wutentbrannt:

„Verdammte Unverschämtheit — —!"

„Setzen Sie sich!" befahl Shervington kurz. „Nima-Tashi weiß noch nichts von der Kultur der westlichen Hemisphäre. Er wollte mit der Frage nichts Beleidigendes sagen. Wenn Sie seine Dienste gebrauchen wollen, müssen Sie seine Ungeschliffenheit mit in den Kauf nehmen. Es besteht kein Grund, eine Szene zu machen."

Er wandte sich nun von neuem an den Tibetaner, und dieser antwortete ihm mit einer längeren Rede. Als er fertig war, sagte Shervington zu dem jungen Mädchen:

„Sie sind also fest entschlossen, mitzugehen, Fräulein Craydon?"

„Jawohl."

„Nichts wäre imstande, Sie von Ihrem Entschluß abzubringen?"

„Nichts auf der Welt."

„Dann will Nima-Tashi Sie mitnehmen. Ganz gegen meine Überzeugung habe ich ihn dazu überredet, und ich hoffe, daß ich nichts Unrechtes getan habe; denn ich bin der Ansicht, daß es nicht sehr ratsam ist."

„Aber ich muß doch mit!" rief sie leise.

„Ich begreife Ihren Wunsch, aber — —"

Er ließ seinen Satz unbeendet und wandte sich dem Tibetaner wieder zu. Die beiden redeten eine Weile miteinander, und dann sagte Shervington:

„Nima-Tashi bietet Ihnen, Fräulein Craydon, seine Gastfreundschaft an, bis wir abfahren. Sein Bruder ist verreist, aber seine Schwägerin — eine Chinesin — wird sich freuen, Sie zu bewirten. Er sagt, daß das Wirtshaus kein passender Aufenthalt für Sie ist, daß es von Ungeziefer und anderen unangenehmen Mitbewohnern wimmelt, und daß Sie hier bleiben sollten. Ich glaube, Sie würden gut tun, das Anerbieten anzunehmen."

„Sagen Sie ihm, ich bin ihm sehr dankbar", antwortete sie und lächelte Nima-Tashi an. „Ich werde einige Sachen aus unserem Gepäck brauchen", fügte sie hinzu.

„Ihr Vetter oder ich werden sie Ihnen herbeischaffen."

Fräulein Craydon wurde ihrer Gastgeberin vorgestellt, und die drei Männer verließen zusammen das Haus, der Tibetaner, um seine dringendsten Geschäfte zu erledigen, und die anderen kehrten nach dem Wirtshaus „Zur sprudelnden Quelle" zurück. Als sie sich auf der Straße voneinander verabschiedeten, sagte Nima-Tashi zu Shervington:

„Ich komme in einer Stunde zu dir, mein Freund, und wir werden dann von dieser Reise nach dem Dze-chu-Fluß sprechen."

Diese Stunde kam Shervington sehr lang vor. Bald nach ihrer Ankunft im Wirtshaus ging Craydon mit einem Kuli, der eine Tasche seiner Kusine trug, nach dem Hause des Bruders von Nima-Tashi. Mit seinen Gedanken allein gelassen, überlegte Nick noch einmal alles, was er von Nima gehört hatte, und vor allem beschäftigte ihn Janet Craydons Entschluß, die Reise nach der Lamaserie am Dze-chu-Fluß mitzumachen.

Es sei ein ganz natürliches Verlangen, sagte er sich, und wie unvorsichtig es auch sein mochte, so bewies es doch, daß das junge Mädchen Mut besaß. Sie würde nicht behindern, im Gegenteil, sie könnte ihnen von großem Nutzen sein, wenn es hieß, Eliot Craydon und seine jüngste Tochter zur Flucht zu überreden. Ihr Vetter hingegen war ein Feigling und würde sicher sehr lästig werden. Ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten, würden sie Husky wahrscheinlich nur mit Fußtritten, wie einen störrischen Maulesel, vorwärts bekommen. Noch etwas anderes beschäftigte Nick. Wie Janet ihm erzählt hatte, wollte Husky sie heiraten, und doch hatte er ihr zu einer gefahrvollen Reise zugeredet. Das war doch etwas merkwürdig! Es entsprach eigentlich nicht dem Benehmen eines glühenden Liebhabers, höchstens könnte er gedacht haben, daß das beständige nahe Beisammensein, das die Reise unvermeidlich mit sich bringen würde, seine Kusine über kurz oder lang in seine Arme werfen mußte.

Mit seiner Kenntnis von Huskys Charakter, mußte Nick bei diesem Gedanken lachen; denn er sah bereits im voraus, welche Verachtung das Benehmen ihres Vetters früher oder später in ih. erwecken würde. Dann kam ihm ein neuer Gedanke. Hatte der Prahlhans vielleicht etwas anderes im Sinn? Irgendeinen anderen geheimen Grund, als er ihr so dringend zuredete, sich bei diesem gefahrvollen Unternehmen zu beteiligen?

Nick überlegte noch diese Möglichkeit, als er merkte, daß die Stunde, die Nima-Tashi angegeben hatte, schon längst vorüber war. Es erschien ihm auch merkwürdig, daß Husky noch immer ausblieb. Ob ihm etwas zugestoßen war? In den dunklen Straßen von Tachienlu könnte einem solchen Manne wie Husky Craydon vieles passieren. Ein solcher Narr wie er verwickelte sich leicht in Unannehmlichkeiten.

Dieser Gedanke plagte ihn, und als es immer später wurde, fing er an unruhig zu werden. Schließlich stand er auf, um sich auf die Suche zu begeben, aber in diesem Moment hörte er das laute Gelächter des Tibetaners und seine dröhnende Stimme:

„Sachte! Sachte, mein Freundchen. Durch die Wand geht es nicht!"

Zwischen dem Lachen des Tibetaners hörte Nick das Geräusch von stolpernden Füßen, und Böses ahnend, blieb er stehen und starrte nach der Tür. Einen Augenblick später trat der Ries. ein, seinen Arm um den torkelnden Craydon geschlungen. Shervingtons erster Gedanke war, daß seine Befürchtungen sich verwirklicht hatten, und ein besorgter Ausdruck glit. über sein Gesicht. Nima-Tashi sah es und lachte beruhigend.

„Fürchte nichts, mein Freund. Dieser kleine Mann ist nur etwas schwach auf den Beinen, weil er zu viel Chang und Arrak mit einem Stärkeren als er getrunken hat."

„Nima-Tashi — —!" begann Nick vorwurfsvoll, denn er kannte seinen Tibetaner von früher her, aber dieser unterbrach ihn.

„Halt, mein Freund! Ich war es nicht, mit dem er trank. Wenn ich mit jemand trinken will, trinke ich mit einem Mann." Während er sprach, ließ er Husky auf das in der Wand eingelassene Bretterbett fallen und gab ihm alsdann einen Stoß, daß dieser auf die Seite mit dem Gesicht gegen die Wand rollte.

„Er zechte mit der chinesischen Ratte, die ich vor einigen Stunden hier durchschüttelte", bemerkte Nima-Tashi.

„Mit . . . wem?" fragte Shervington erstaunt.

„Mit dem kleinen Chinesen! Wie Blutsbrüder waren sie zusammen. Die kleine Ratte sprach nicht seine Sprache, sondern, wie mir schien, deine. Als sie mich erblickte, floh sie und ließ diesen Mann weinend mit dem Arrak zurück, und da ich dein Freund bin, schleifte ich ihn hierher."

Auf Shervingtons Gesicht wechselten Zweifel mit Erstaunen.

„Bist du dessen sicher, Nima?" fragte er. „Irrst du dich auch nicht?"

„Nein! Wie sollte ich das? Ich habe ihn doch hier gesehen, als er uns belauschte, und geschüttelt habe ich ihn auch. Es war bestimmt derselbe Mann. Wenn er es nicht war, weshalb ist er vor mir geflohen? Kannst du mir das vielleicht sagen?"

Nick konnte nichts erwidern. Es war ihm sofort klar, was dieser Vorfall zu bedeuten hatte. Zornig schritt Shervington auf den schlafenden Craydon zu und schüttelte ihn erbarmungslos, während er rief:

„Craydon! Sie betrunkener Esel! Wachen Sie auf!"

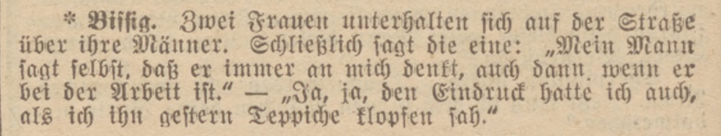
Ein unverständliches Grunzen war die einzige Antwort. Nick schüttelte ihn noch einmal, dann trat er zurück, die Augen blitzend vor Zorn, und die Faust zum Schlag geballt. Aber Nima-Tashi hielt ihn zurück. „Es hat keinen Zweck, mein Freund! Ehe der Chang und der Arrak in ihm nicht tot sind, kann man ebenso gut auf einen Holzklotz schlagen. Abe: warum regen Sie sich auf? Er ist nicht der erste Mann, dem unser Likör zuviel geworden ist — —"

„Ach, zum Teufel mit dem besoffenen Narren!" rief Shervington in einem Ton, der Nima aufhorchen ließ.

„Ach so?" bemerkte der Tibetaner. „Es handelt sich hier um etwas anderes als nur um einen Mann, der zu viel Arrak getrunken hat? Etwas, was man nicht sieht? Den Kris im Rücken vielleicht?"

„Aber ja! Setze dich, Nima, und ich werde dir sagen, was ich befürchte."

(Fortsetzung folgt.)



* **Bissig.** Zwei Frauen unterhalten sich auf der Straße über ihre Männer. Schließlich sagt die eine: „Mein Mann sagt selbst, daß er immer an mich denkt, auch dann, wenn er bei der Arbeit ist." — „Ja, ja, den Eindruck hatte ich auch, als ich ihn gestern Teppiche klopfen sah."

*

* **Liebe.** „Mit der Liebe ist es am besten, beim Ende zu beginnen," versucht Trimm ein Terrain. — „Einverstanden. Verlassen Sie mich!"

*

* **Der Trottel.** „Sie machen immer das Gegenteil von dem, was ich Ihnen befehle." — „Dann befehlen Sie mir doch einfach immer das Gegenteil!"

Das Königs-Tedeum.

Historische Skizze von **Hans Franck.**

Als Friedrich der Große siegreich aus dem Siebenjährigen Kriege heimgekehrt war, erwartete alle Welt, er werde eine himmelan hallende Jubelfeier befehlen und dem Großen Alliierten, der ihn nicht verlassen, sondern die dunklen Nächte der Niederlagen immer wieder durch das Aufgehen der Siegessonne verscheucht hatte, mit Pauken und Trompeten seinen Dank darbringen. Aber diese Erwartung aller Welt erfüllte sich nicht. Die Tage reihten sich zu Wochen, die Wochen zu Monaten, Februar und März, April und Mai gingen hin, ohne daß der König die Menge für ein Freudenfest vor dem Altar des Herrn zusammenrief.

In der zweiten Woche des Juni jedoch erhielt der Königliche Kapellmeister in Berlin, Karl Heinrich Graun, den Befehl, am 16. Juni vor Friedrich in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam sein Tedeum erklingen zu lassen. „Am Tag von Kollin, zum Gedenken an eine Niederlage Gott loben?“ murrte die Menge. Einige lakaienhafte Klüglinge aber schwelgten: „Welchen würdigeren Tag zum Dankfest konnte Majestät auswählen als den Tag Ihrer ersten ohne Belang gebliebenen Niederlage?“ — Graun hatte keine Zeit, sich um das Für und Wider der Meinungen, um die Berechtigung und Herrichtung des Tages der Siegesfeier zu kümmern. Er probte des Vormittags und des Nachmittags, probte des Morgens und des Abends, probte mit Orchester und Chor, probte die Soli und die Tutti, wie wenn es nichts auf der Welt gäbe als seine Töne. Die sollten in makelloser Reinheit erklingen und das Laudamus die Herzen der vielhundert Hörer, welche die Kirche bis in den dunkelsten Winkel füllen würden, in Höhen hinauftragen, in die sie sich aus eigener Kraft nicht aufzuschwingen vermochten. —

Eine Stunde vor der anbefohlenen Zeit saßen Chor und Orchester vollzählig auf den Bänken der Orgelempore. Graun, ein wohlbeleibter Sechziger, dessen hohe Stirn manchen Ruhmeskranz getragen hatte, trat an die geschweifte Brüstung und sah selbstsicher in die leere Kirche hinab. Dann, teils um seiner sich behaglich regenden Eitelkeit zu schmeicheln, teils um die Kräfte seiner Tondiener noch über jenes ungewöhnliche Maß hinaus zu steigern, das sie während der aufpeitschenden Proben bereits erreicht hatten, hielt er, nachdem er sich wieder umgewandt hatte, mit gedämpfter Stimme folgende Ansprache: Nur noch Minuten, dann werde die Kirche aufgetan und eine Zuhörerschaft sich versammeln, wie sie in gleicher Bedeutsamkeit selten ein Chor zu seinen Füßen gesehen habe. Zunächst das Volk. Denn das sei der Resonanzboden, ohne den keine Feier wahrhaft klingen könne. In die dunklen Seitenschiffe und hinter die Aussicht hemmenden Pfeiler werde es sich begeben, kaum zu erblicken und doch als der mitschwingende, tonverstärkende Laudamus-Körper nicht zu entbehren. Dann die gemeinen Soldaten, Abordnungen aus allen Regimentern des Landes, Grenadiere, Musketiere und Füsiliere, Husaren, Dragoner und Kürassiere, Gesunde und Verwundete. Darauf Korporäle und Leutnants und Hauptleute, immer höher hinauf die Rangleiter. Von je höheren Sprossen die Hereintretenden herabkämen, desto mehr nach vorn würden sich die Bänke füllen. Bis nicht mehr Gruppen in die Kirche einträten, sondern Einzelne: die Generäle. Zu ihrem Beschluß Seydlitz und Ziethen. Hinter ihnen die Prinzen. Zunächst die der befreundeten Höfe. Ihnen auf dem Fuße folgend die preußischen Prinzen. Als letzte des Königs Bruder Heinrich und der Kronprinz Wilhelm. Alle Bänke gefüllt. Nur eine nicht. Die vorderste. Die wäre Ihm vorbehalten, der kaum noch Mensch genannt werden könnte: Friedrich! Der träte nicht in die Fußstapfen der Prinzen! Erst nachdem der Abstand sichtbar geworden sei, der ihm gebühre, schreite er klirrend in die Kirche. Wenn er auf ihre Schwelle träte, erhebe sich jedermann, von den Armseligsten im Volk bis zu dem Könignächsten, dem Kronprinzen. Auch sie, Chor und Orchester und Orgelspieler, hätten sich allesamt zu erheben. Gleichgültig, ob man sie von unten aus zu sehen vermöge oder nicht. Erst wenn der König sich auf die vorderste leere Bank niedergelassen habe, dürften die Musiker sich setzen. Schneller natürlich als die Zuhörer in der Kirche. Damit sie für sein Tedeum bereit wären. Denn im selben Augenblick werde er seinen Taktstock heben. Und dann — dann — — Doch das lasse sich mit Worten nicht sagen. Brauche — er wisse es — mit Worten nicht gesagt zu werden.

Aber Viertelstunde nach Viertelstunde verrann, ohne daß ein Mensch in das Gotteshaus trat. Die Kirchentür wurde nicht aufgetan. Das Volk und die Soldaten, die Korporale und Offiziere, die Generale und Prinzen traten nicht ein. Graun sah immer wieder in die leere Kirche. Sah, nicht begreifend, in die Augen seiner Sänger und Musiker. Sah in sich selbst. Schließlich erklärte Graun den Verwirrten: Er habe ihnen eine falsche Schilderung der Siegesfeier entworfen. Gewiß, die Kirche werde, wenn sie begännen, bis auf den letzten Platz gefüllt sein. Mit all denen, die er hergezählt habe. Jedoch nicht als Letzter, sondern als Erster werde Friedrich kommen. Unbegreiflich, wie er es anders habe sehen können. Wer in dieser Stunde wagen dürfe, vor dem König Gott gegenüber zu treten? Vergessen, was er Falsches gesagt habe! Die auseinandergeschwirrten Kräfte zusammenrufen! Schnell! Schnell! Nur noch Minuten, dann — —

Beim vorbestimmten Glockenschlag wurde die Kirchentür aufgerissen. Friedrich schritt mühsam herein: Mit dem Stock sich stützend, als ob er auf drei Holzbeinen ginge. Kein Prinz — kein General, kein Offizier — kein Korporal, kein Soldat — kein Bürger folgten ihm. Hinter dem König wurde die Kirchentür von unsichtbaren Händen geschlossen. Allein ging Friedrich zu den Holzbänken. Setzte sich auf irgendeine. Nahm den Dreispitz ab. Krallte beide gichtgekrümmten Hände um die Krücke seines Stockes.

Graun entfiel das silberne Taktstäbchen. Friedrich stieß ungeduldig auf die Steinfließen des Kirchenbodens. Der kopfschüttelnde Komponist gab mit der leeren Rechten das Zeichen zum Beginn seines Tedeums. Das Vorspiel begann. Ohne Schwung. Nicht frei von Fehlern. Die rissen Graun aus seiner Betäubung heraus. Er straffte sich. Übermittelte den Instrumenten genauere Weisungen. Wehrte Gefahren ab. Steigerte Gelingendes. Am Ende des Vorspiels waren Graun und seine Musikanten da, wo sie beim Beginn schon sein wollten. Und nun sollten die Menschenstimmen einsetzen. Jemand wollte Graun das aufgehobene silberne Taktstöckchen reichen. Er wehrte ab: Firlefanz! Mit beiden gehobenen Händen gab er das Zeichen zum Einsatz. Und in machtvollen Tönen schwang es sich zum Herrn aller Herren empor: „Te Deum laudamus“. — —

Graun kann sich — gewiß, daß alle Fährnisse überwunden sind — nicht enthalten, sich nach seinem Zuhörer umzublicken. Da sieht er, daß Friedrich der Große das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hat. Sein Kopf, den Händen zu schwer geworden, ist auf die Holzlehne der Vorderbank gesunken. Schluchzen schüttelt seinen Körper. Kein Zweifel: Der König weint. Graun, der nun weiß, daß er einen Zuhörer hat, dem Tausendmaltausend nicht gleichgeachtet werden können, reißt alle Kräfte in sich hoch, und reiner, von allem Irdischen unbeschwerter, als es vor der Menge möglich gewesen wäre, läßt er für den Einen die Töne seines Tedeums aufklingen

---

Der Wolfshund

Humoreske von **Heinz Ludwig Raymann.**

Der Loisacher Franzl hatte einen Wolfshund, ein Bild von Tier, eine Seele von Hund. Er war treu wie Gold und hieß zudem „Tell“. Und fressen konnte der Tell, das war eine wahre Pracht. Ganze Eimer Futter gingen täglich drauf, dazu die nötigen Knochen und Fleischreste. Das Biest fraß den Franzl noch arm. Außerdem hatte der Franzl es schließlich satt, die hohe Hundesteuer für den Tell zu bezahlen, und er beschloß, sich des Hundes zu entledigen. Heimlich besorgte er sich vom Schießmeister einer Tunnelbaukolonne, dem er den mörderischen Zweck mitteilte, eine Dynamitpatrone und eine genügend lange Zündschnur. Er mußte dem Schießmeister hoch und heilig versichern, daß er die Patrone nur in einer einsamen Gegend und mit der nötigen Sicherheit anbrenne. Außerdem müsse er äußerst vorsichtig mit ihr umgehen. Komme die Patrone vorzeitig zur Explosion, reiße sie ihn in Atome. Loisacher betrachtete die kleine Metallkapsel mit scheuer Ehrfurcht und wagte kaum, sie in die Hand zu nehmen. Vorsichtig wickelte er das große geblümte Taschentuch darum und ließ sie noch vorsichtiger in die Tasche gleiten. Auf dem Heimweg blieb er alle Augenblicke stehen und tastete ängstlich nach der Patrone. Schweißgebadet kam er zu Hause an. Er verbarg die gefährliche Patrone draußen im Garten unter einem Stachelbeerstrauch. Nachts träumte er, Tell komme an sein Bett und habe die Patrone im Maul.

Am nächsten Morgen gab er dem Hund noch einmal tüchtig zu fressen, ein paar faustdicke Knochen mit ordentlichen Fleischfetzen daran. Tell wußte nicht, wie ihm geschah. Er stürzte sich wie ein hungriger Wolf auf das unverhoffte Frühstück und verschlang es krachend und schmatzend. Der Franzl holte inzwischen die Dynamitpatrone mit äußerster Vorsicht unter dem Stachelbeerstrauch hervor, wickelte sie wieder ins Rotgeblümte und setzte sich das Gamsbarthütlein aufs Ohr. Dann pfiff er dem Tell, und die beiden schlenderten den Bergen zu. Die Allgäuer Alpen lagen still im Glanz der Morgensonne. Tau hing dickperlig an Sträuchern und Gräsern. Der Wald wehte würzigen Hauch.

Nach zwei Stunden nicht übermäßigen Steigens kamen die beiden an den Rand eines langgestreckten Tales, dessen Sohle ein kleiner See wie mit blauem Glase füllte. **Hier**

ruhten beide aus. Gern hätte der Franzl sich eine Pfeife angezündet, aber er wagte es nicht wegen der Explosionsgefahr. So eine Dynamitpatrone ist ein schauderhaftes Ding Franzl schaute sich um. Hier war es still und einsam. Auf dem See lag ein Boot, in dem ein Angler unbeweglich saß Sonst weit und breit kein Mensch. Franzl ging mit dem Tell noch ein Stück weiter in den Bergwald hinein. Er blickte suchend umher. Endlich hatte er das Richtige. In einer kleinen Lichtung band er den Hund mit einer Leine an einen Baum. Vorsichtig holte er die Dynamitpatrone aus der Tasche und machte die Zündschnur fest. Dann befestigte er die Patrone dem Tell unter dem Schwanz. Schweratmend stand er auf, nahm den schönen Kopf des Tieres in die Hand und streichelte noch einmal über das glatte Fell. Abgewandt strich er nun ein Streichhölzchen an und setzte das Ende der Zündschnur vorsichtig in Brand. Dem Hund rief er zu, er solle schön aufpassen, der Herr käme gleich wieder. Dann entfernte er sich rasch. Der Hund schaute verdutzt, mit gespitzten Ohren hinter ihm her.

Kaum aus der Sicht des Hundes, lief der Franzl fort, so schnell er konnte. Als er weit genug weg zu sein glaubte, setzte er sich auf einen Baumstumpf und erwartete zitternd den entsetzlichen Knall. Jetzt tat ihm der Tell doch leid. Schließlich konnte der Hund ja nichts dafür, daß die Steuer so unverschämt hoch war. Zur Beruhigung zündete er sich seine Pfeife an. Kaum hatte er einige Züge getan, als er ein Geräusch hörte, ein Schleifen und Schnaufen. Er blickte auf: da kam der Tell mit abgerissener Leine, die Dynamitpatrone mit der brennenden Lunte am Schwanz, wütend und ängstlich zugleich herbei gerannt. Die brennende Zündschnur hatte den Hund erschreckt, so daß er sich losriß und nun, indem er wütend nach dem Schwanz biß, bei seinem Herrn Hilfe suchte. Der zu Tode erschrockene Loisacher sah sich schon in die Luft gesprengt, und er schrie dem Hund mit Donnerstimme „zurück!“ zu. Als das nichts half, lief er, was das Zeug hielt, davon. Aber sein treuer Hund folgte ihm und war ihm mit Bellen und Winseln hart auf den Fersen. Franzl lief mit dem Tod um die Wette, riß die Jacke ab, warf die Weste weg und schrie dem Hund im Laufen zu, er solle stehen bleiben. Aber Tell blieb ihm auf den Fersen und bellte immer ängstlicher. Jeden Augenblick mußte die Explosion losdonnern. Der Franzl war schon halb tot, da sah er den rettenden See. Unter Aufbietung aller Kräfte lief er auf das Ufer zu und stürzte sich ins seichte Wasser. Doch der Hund sprang ebenfalls ins Wasser und schwamm hinter ihm her. Da lief der Franzl, obwohl er nicht schwimmen konnte, tiefer ins Wasser und schrie mörderlich um Hilfe. Plötzlich verlor der Gehetzte den Boden unter den Füßen und versank. Da wähnte er sein Ende gekommen. Als er nach einer Weile auftauchte, fühlte er, wie sein Hund nach ihm schnappte und ihn an den Hosenträgern hochhielt. Da vergingen ihm die Sinne.

Als der Loisacher aus einer tiefen Ohnmacht erwachte, fand er sich in einem Kahn liegen. Ein Mann kniete über ihm und pumpte ihm mit den bekannten Armbewegungen Luft ein. Neben ihm saß Tell und leckte seine Wange. Da fuhr der Franzl hoch, schrie und zeigte auf den Schwanz des Hundes. Der Mann schaute betroffen, er nahm den Hundeschwanz in die Hand und erblickte erstaunt die Zündschnur. Franzl hauchte nur noch: „Dynamit!“ und machte den schwachen Versuch, wieder ins Wasser zu springen. Da hörte er ein lautes Lachen. Als Loisacher blöd hochschaute, hielt der Mann die Zündschnur in der Hand und lachte unbändig. Sie war nämlich im Wasser erloschen. Franzls Retter warf Patrone und Lunte in den See. Da spuckte der Franzl das Seewasser aus und atmete erleichtert auf. Dann bekam der Tell einen gehörigen Tritt. Wohl für seine Anhänglichkeit und dafür, daß er ihn über Wasser gehalten habe, meinte der Angler. Nun schämte sich der Franzl. Er nahm den Kopf seines Hundes in die Hand und gelobte, ihn leben zu lassen. Der Angler reichte dem tapferen Franzl einen tüchtigen Schluck aus der Kognakflasche und setzte beide an Land.

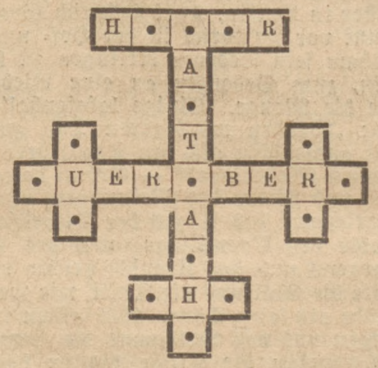
So geschah es, daß der zum Tode verurteilte Hund seinen Henker vom Wassertod erretten mußte. Das kommt davon, wenn man die Steuern zu hoch findet und seinen Hund statt sich selber in die Luft sprengen will.



* **Der Geburtstag einer 108jährigen Indianerin.** Unter den Tonowande-Indianern in den Vereinigten Staaten von Amerika hat soeben eine Indianerin ihren 108. Geburtstag gefeiert. Gutmütige Weiße aus der Umgebung kamen zum Geburtstag gratulieren und überbrachten der Squaw einen Pelzkragen aus schwerem Bärenfell und ein Flanellnachthemd. Beides zog die alte Indianerin sofort an, und freute sich darüber königlich. Noch größer wurde jedoch die Freude, als man ihr auch noch zwei neue, wunderschöne Tabakspfeifen und eine Kiste mit Zigarren überreichte. Von den Zigarren setzte die alte Frau sofort eine in Brand und rauchte dann hintereinander noch einige. Von greisenhafter Schwäche scheint die alte Frau noch nichts zu spüren.



Kronleuchter-Rätsel.



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen. Und zwar in der Weise, daß die oberste wagerechte Linie (H . . . R) eine Getreideart, die wagerechte Mittellinie eine Großstadt Bayerns, die untere wagerechte Linie (. H .) eine menschliche Gemeinschaft nennt. Der linke Arm (. U .) bezeichnet eine Kopfbedeckung, während der rechte Arm einen Schweizer Kanton bezeichnet. Die lange senkrechte Mittellinie ergibt den Namen einer vergnügten Zeit im Februar.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 31.

Gitter-Rätsel:



*

Viereck-Rätsel:

A	r	b	e	i	t	s	t	a	g	e
E	n	t	f	r	e	m	d	u	n	g
E	r	z	e	u	g	n	i	s	s	e
R	o	s	e	n	z	w	e	i	g	e
Z	w	i	r	n	r	o	l	l	e	n
K	o	e	n	i	g	s	b	e	r	g
H	e	r	b	s	t	r	e	g	e	n
F	e	i	e	r	s	t	u	n	d	e
S	t	r	a	n	d	l	e	b	e	n
G	o	l	d	o	r	a	n	g	e	n
T	u	r	m	f	e	n	s	t	e	r

Anzengruber.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg